



Das (fast) perfekte Haus

Virginia Woolf
(1882–1941)

Sie hat einen Sinn für Häuser – und hält sich etwas darauf zugute: Virginia Stephens, verheiratete Woolf, die größte englische Schriftstellerin des 20. Jahrhunderts. Sie besichtigt gern Wohnungen und beschreibt sie immer wieder in ihren Romanen und Erzählungen. Asheham House, ihr erstes Landhaus in Sussex, das sie mit ihrem Mann Leonard Woolf für sieben Jahre mietet, ist das Geisterhaus in ihrer Erzählung *Ein Geisterhaus*. Schloss Knole, in dem ihre Freundin und Geliebte Vita Sackville-West aufgewachsen ist, verewigt sie in ihrem Roman *Orlando*. Ihren langjährigen Wohnsitz, das Hogarth House im Londoner Vorort Richmond, hat sie weltberühmt gemacht: Indem sie und ihr Mann nach ihm den kleinen Verlag mit Handpresse nennen, den sie 1917 gründen und der einer der wichtigsten Verlage für moderne Literatur wird. In der »Hogarth Press« werden, neben eigenen Werken, Katherine Mansfield, Gertrude Stein, T. S. Eliot und auch wissenschaftliche Texte wie die von Maynard Keynes und Sigmund Freud verlegt.

Die Woolfs drucken in der Speisekammer, binden die Bücher im Esszimmer und führen die notwendigen

Gespräche mit den Autoren, Buchbindern und Druckern im Wohnzimmer. Die Buchbestellungen kommen mit der Post ins Haus. Jeden Morgen lauschen die beiden, wie viele Briefe auf den Steinboden ihres Flures klatschen. Nach dem Geräusch berechnen sie die Auflage und die Einkünfte.

Virginias Aufgabe im Verlag ist es, Manuskripte zu lesen und Autoren anzuwerben, Leonard obliegt die Geschäftsführung, und die Malerin Vanessa Bell, Virginias ältere Schwester, kümmert sich um die Gestaltung der Einbände. Aber der eigentliche Zweck, den Leonard mit der Anschaffung der Druckerpresse verbindet, ist ein therapeutischer: Die handwerkliche Tätigkeit soll Virginia einen Ausgleich zu ihrer Arbeit als Autorin verschaffen. Eine Arbeit, die sie mit Ehrgeiz und eisernem Willen verfolgt; ähnlich wie Thomas Mann fordert sie ein Tagespensum von sich, das etwa drei Druckseiten entspricht. Meistens kann sie es einhalten.

Der eigene Verlag bietet noch einen weiteren Vorteil: Virginia, die panische Angst vor Kritik und Ablehnung hat, muss sich weder dem Urteil eines Verlegers noch dem eines Lektors unterwerfen. Einzig Leonard und sie übernehmen die Verantwortung für die Qualität ihrer Bücher.

Hogarth House ist für Virginia Woolf »das perfekte Haus, wenn ich je eines gesehen habe«, wie sie am 30. Januar 1915 in ihrem Tagebuch schreibt, nachdem sie es gerade besichtigt hat. Die Straße, in der das Haus liegt, heißt Paradise Road. Von ihrem Schreibzimmer aus sieht Virginia auf die hohe, achteckige Pagode und die Bäume von Kew Gardens.

Nach neun Jahren aber ist sie es müde, dort zu woh-

nen. Die Alltagsroutine und die überschaubaren Verhältnisse fangen an, sie zu langweilen. Zwei Zustände können für Virginia Woolf äußerst bedenklich werden: zu viel Aufregung oder die Leere des Stillstands. »Der bloße Gedanke an Veränderung bringt frische Luft herein«, notiert sie ins Tagebuch. Im gleichen Atemzug lästert sie über eine befreundete Familie: »alle behaglich untergebracht, missmutig & in dem festen Glauben, ein solches Leben sei ihnen von unserem Vater im Himmel vorgeschrieben. Mein Zustand ist nun aber unendlich viel besser. Ich starte jetzt ins Nichts.«

Immer wieder ist sie es, die zum Aufbruch ruft, wohl wissend, wie gefährlich er für sie werden kann. Aber Woolf ist nicht nur scharfsichtig bei anderen Menschen, sie selbst unterwirft sich, ähnlich wie Katherine Mansfield und Sylvia Plath, einer radikalen Selbsterkundung in ihren Tagebüchern. Diese fällt allerdings im Ton anders aus als bei ihren Kolleginnen: sie ist nüchtern, klug und selbstkritisch.

»Rede dir niemals ein, dass das, was du nicht gekriegt hast, nicht zu haben lohnt – ein guter Rat, glaube ich. Jedenfalls fällt er mir oft wieder ein. Rede dir zum Beispiel nicht ein, dass sich Kinder durch etwas anderes ersetzen lassen.« Zeitlebens leidet Virginia Woolf unter ihrer Kinderlosigkeit und ist eifersüchtig auf ihre Schwester, die drei »wunderbare Kinder« hat und als Malerin ein freieres, ein aufregenderes Leben führt als sie. Die Angst, als kinderlose, reife Frau – sie hat gerade die Vierzig überschritten – in der Vorstadt zu versauern, ist für sie Grund genug, sich auf das Abenteuer des Ortswechsels einzulassen. Von dem pulsierenden Leben in einer Metropole erhofft sie sich selbst neue Impulse.

Sie überzeugt ihren Mann, Hogarth House zu verlassen und ins Londoner Zentrum umzusiedeln. Leonard reagiert, wie immer, auf Virginias Hochstimmung zurückhaltend. Zu oft schon hat er erlebt, dass ihre Euphorie in Verzagtheit umschlägt. Er weiß, dass jede Veränderung, besonders die eines Umzugs, die Gesundheit seiner Frau gefährden kann. Tatsächlich kommen den beiden Zweifel, als sie den Mietvertrag genau lesen; eine Klausel, die eine Untervermietung ausschließt, könnte sie in finanzielle Schwierigkeiten bringen. Leonard ist nach der Prüfung des Vertrags »sehr niedergeschlagen«, und Virginia befragt sich daraufhin: »Warum tue ich das? Lohnt es sich? Ist das Risiko nicht zu groß? Und ich antworte je nach Laune. Mein Herz hat am Donnerstagabend wie ein verletzter Aal in meiner Brust gezuckt: gestern war es heiter wie ein Sommertag; heute ist es wund und aufgeraut. Aber es gefällt mir, dass ich meine Hürden nehme. Solange die Überstürztheit nicht zur Torheit wird. Wenn alles missglückt, dann habe ich jedenfalls versucht, etwas zustande zu bringen.«

Woolf stürzt sich in die Vorbereitungen des Umzugs: »Es ist merkwürdig, wie sehr einen diese Häuserfrage absorbiert. Es ist ja auch eine radikale Veränderung. Es bedeutet, dass 4 Leben revidiert werden müssen«, sie denkt auch an ihre beiden Bediensteten, für die sie sich verantwortlich fühlt und von denen sie sich nun trennen wird. »Ich habe so viel Arbeit am Hals. Es ist seltsam, wie unwichtig mir meine Arbeit plötzlich vorkommt, wenn eine praktische Angelegenheit wie diese in die Quere kommt.«

Im März 1924 zieht das Ehepaar nach Bloomsbury, Tavistock Square 52. Es bezieht die beiden oberen

Stockwerke des großen, viergeschossigen Hauses, das an der Südseite des Squares den Block abschließt. Die Hogarth Press wird im Kellergeschoss untergebracht, den großen Billardsaal im Hintergarten nutzt Virginia als Arbeitszimmer. Am 5. April schreibt sie: »Es dauert lange, bis man sich an etwas gewöhnt – an das Leben in 52 Tavistock Square haben wir uns noch nicht ganz gewöhnt, sind aber auf dem richtigen Weg. Ich bin jetzt schon eine Woche nicht mehr von Lärm belästigt worden. Man hört und sieht allmählich nichts mehr. Die stärkeren Interessen setzen sich sehr wahrscheinlich durch, schaffen Ordnung, indem sie über die weniger starken triumphieren. Ich merke viel weniger als vor zehn Tagen. Bald werde ich mich an das Leben in diesem Zimmer gewöhnt haben.«

Trotz ihrer Lärmempfindlichkeit kann sich Virginia beim Schreiben »in eine Schutzhaut oder Hülle verkriechen«, die sie vor der Umwelt abschirmt. Sie sitzt in einem niedrigen Lehnstuhl, eine große Sperrholzplatte mit angeleimtem Tintenfass auf den Knien, und schreibt in ein selbstgebundenes Notizbuch. Später tippt sie den Text in die Schreibmaschine, wobei sie ihn zehn- bis zwanzigmal überarbeitet. In intensiven Phasen des Schreibens kommt es vor, dass ihr Zimmer verwahrlost. Sie ist umgeben von »Kehrichthaufen von Papieren, Briefmarken, Manuskripten und großen Flaschen Tinte, Häufchen von alten Schreibfedern, Bindfäden, abgebrannten Streichhölzern, rostigen Büroklammern, zerknüllten Briefumschlägen, kaputten Zigarettenspitzen.«

Tavistock Square wird ihre letzte Londoner Adresse. Im September 1939, bevor das Haus im Oktober 1940

bei einem deutschen Bombenangriff zerstört wird, ziehen die Woolfs aufs Land.

Schon 1919 hatten sie Monk's House in Rodmell, Sussex gekauft – ein »altmodisches« Landhaus, ohne Strom und fließendes Wasser. Nach und nach renovieren und erweitern sie das Haus. 1934, in dem Jahr, in dem Monk's House an die Wasserleitung angeschlossen wird, bauen sie im Garten ein kleines Haus, in dem Virginia, mit Blick auf die Kirche von Rodmell, arbeiten kann. Hier schreibt sie, bevor sie sich das Leben nimmt, auch die zwei Abschiedsbriefe an die beiden Menschen, die sie am meisten liebt: an Leonard und an Vanessa. In den Briefen teilt sie mit, dass sie wieder Stimmen höre; für sie ein Vorbote des Wahnsinns. Sie ist sich sicher, »diesmal werde ich nicht wieder gesund werden.« Am 28. März 1941, einem kalten, klaren Tag, geht Virginia Woolf über die Wiesen zu dem kleinen Fluss Ouse, der den Gezeiten unterworfen ist, zwingt in ihre Manteltasche einen großen Stein und ertränkt sich in dem eisigen Wasser.

Sie geht einen vertrauten Weg, einen Spazierweg, den sie mit ihrem Mann und ihren Freunden immer wieder gegangen ist, an den beiden Ulmen im Garten vorbei, die eng beieinanderstehen und zärtlich von ihnen »Virginia« und »Leonard« genannt wurden. An diesem Ort liegt sie auch begraben.

Der Gedanke an den Tod ist Virginia Woolf nicht fremd, zu oft schon in ihrem Leben hat sie sich mit ihm beschäftigt, ist auf ihn zugegangen: Nach dem Tod ihrer Mutter, ihres Vaters, im Jahr ihrer Hochzeit, nach Beendigung eines Romans, vor und nach einem Umzug, bei Liebeskummer, in Kriegszeiten und bedauerlicher-

weise auch beim Verriss eines Buches. »Wenn es nicht die unglaubliche Güte Leonards gäbe, wie oft hätte ich dann an den Tod gedacht ...«

An ihrer periodisch auftretenden Krankheit bestürzt sie am meisten die fremde Zunge, mit der zu sprechen sie der Wahnsinn zwingt. Sie beschimpft Menschen, die sie liebt; sie spricht vernichtende Urteile über ihr schriftstellerisches Werk, das sie schätzt; sie hält Hasstiraden gegen alles und jeden. In diesen Zuständen erkennt sie sich selbst nicht wieder, verliert, was ihr vertraut ist. Virginia muss ihren ganzen Mut, ihre Intelligenz und Willensstärke aufbieten, um diese Stimmen jedes Mal wieder zum Schweigen zu bringen.

Wenn aber die dunkle Zeit der Depressionen und Halluzinationen, der Ess- und Schlafstörungen durchgestanden ist, dann deutet sie ihr Leiden als Quelle schöpferischer Kraft. In dieser Einschätzung bestärkt sie ihr Mann. Auch für ihn gehört Virginias Krankheit untrennbar zu ihrer außergewöhnlichen Begabung als Schriftstellerin.

Für Virginia Woolf gibt es also mehrere Gründe, sich bei jedem Wohnungswechsel genau zu fragen, ob der Ort, das Haus, das Zimmer zuträglich für ihre Arbeit ist und ihr einen Halt während ihrer Krankheitsphasen bieten kann. Nicht nur die Handpresse und zwei bis drei Verlagsmitarbeiter müssen untergebracht werden, sondern auch Krankenschwestern, die sich oft über Monate im Haus aufhalten, um Virginia zu pflegen. In höchster Produktivität und größter Verzweiflung werden ›die eigenen vier Wände‹ zum Wichtigsten in ihrem Leben.

Die Woolfs sind sich schon vor ihrer Eheschließung einig, dass sie vom Schreiben leben wollen und sehr viel

arbeiten würden. Sie sind ein ungewöhnliches Paar: scharfsinnig und schrullig, klug und verblendet, anspruchslos und snobistisch. Bei allen Unterschieden verbindet sie von Anfang an tiefste Loyalität und Liebe. Die Frau, die durch ihren Essay *Ein Zimmer für sich allein* 1929 ihren Ruf als feministische Autorin festigt – der Titel wird zum Schlagwort für die Forderungen der Frauenbewegung, der Essay selbst immer wieder zitiert –, schreibt in ihrem Abschiedsbrief an ihren Mann: »Was ich sagen möchte, ist, dass ich alles Glück meines Lebens Dir verdanke.«

Hier finden wir eine Konstellation zwischen Liebenden, in der der eine größten Respekt vor der Persönlichkeit des anderen hat. Schon vor der Ehe weiß Virginia Stephen: »L. hält mein Schreiben für das Beste an mir.« 28 Jahre lang wird Leonard Woolf nicht müde in seinen Bemühungen, für seine Frau optimale Arbeitsbedingungen zu schaffen. Sich geliebt und angenommen zu fühlen, ist für die sensible Frau die Grundvoraussetzung, um sich entfalten zu können. Nur unter Freunden und in der Familie zeigt sich ihr Esprit: analytisch in der Beobachtung anderer Menschen, hingebungsvoll mit ihren Schwächen beschäftigt. Ihre Ironie kann verletzend sein, ihre Selbstironie köstlich, ihr Witz weise. Diese Eigenschaften verkehren sich aber sofort in Verzagtheit und Kleinmut, wenn Virginia Woolf sich unterlegen fühlt. In ungeliebter Gesellschaft wirkt sie scheu, ja beinahe linkisch. Kleinste Ereignisse können sie aus der Fassung bringen, Schicksalsschläge lösen bei ihr schwerste Symptome aus.

Deshalb scheint es Leonard schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit angebracht, täglich Eintragungen

über ihren Gesundheitszustand zu machen. Nach seinen Erkenntnissen über die Ursachen ihrer Stimmungsschwankungen entwickelt er einen detaillierten Plan für den Alltag, dem sich Virginia unterwirft. Der geregelte Tagesablauf zwingt sie, sich an feste Mahlzeiten zu halten, sich Ruhepausen zu gönnen, lange Spaziergänge zu machen und die Nachtruhe um 23 Uhr zu beginnen. Er reglementiert auch die Zahl der Besuche und Besucher, oft zum Kummer Virginias, die mehr wünscht, als sie verkraften kann. Da sie aber weiß, dass diese Art zu leben die einzige ist, die ihr kontinuierliches Arbeiten ermöglicht, akzeptiert sie die Einschränkungen meist ohne Klagen.

Leonard ist sich bewusst, dass er nur bestimmte Dinge von seiner Frau fernhalten kann, auf die wesentlichen hat er keinen Einfluss: »die geistige Belastung ihrer Fantasie oder ihres Genies ... war genauso gefährlich oder gefährlicher.« Er kann ihr »nicht verbieten, zu denken, zu arbeiten, zu schreiben.« Vor allen Dingen kann er ihr sensibles Gemüt nicht vor den psychischen Auswirkungen zweier Weltkriege schützen. Er ist ein analytischer Beobachter politischer Ereignisse, sie lässt sich eher von Gefühlen leiten.

1918, am Ende des Ersten Weltkriegs, kann Virginia Woolf bei Luftangriffen über London noch eine heitere Haltung zeigen: »Jedes Mal, wenn Vollmond war, musste man mit Luftangriffen rechnen, die die Bewohner des Hogarth House ins Kellergeschoss trieben. Dann wurden Bettzeug und Decken heruntergebracht und auf Gänge und Vorratskammern verteilt. Leonard pflegte, wie aufgebahrt, auf einem Küchentisch zu liegen, Virginia darunter. Die Dienstboten, die es vorzogen,

jede Nacht unten zu schlafen, hatten regelrechte Kojen. Sie schwatzten und kicherten über Virginias Scherze, bis Leonard Ruhe gebot. Dann versuchten alle, so gut es ging, zu schlafen, während über ihnen die Zeppeline oder Flugzeuge kreisten und ihre Bomben warfen und die Fliegerabwehrkanonen den nächtlichen Lärm noch vermehrten.« So beschreibt es Quentin Bell, der Nefte Virginias, in seiner einfühlsamen Biografie über die Tante.

1940 werden die Zustände auch auf dem Land bedrohlich. Nach einem Bombenangriff, der ihr Haus in Rodmell nur um wenige Meter verfehlt, schreibt Virginia im Oktober in ihr Tagebuch: »Gestern Nacht fiel unter dem Fenster eine große schwere Bombe. So dicht, dass wir beide aufschreckten. Ein vorbeifliegendes Flugzeug hatte diese Frucht abgeworfen. Wir gingen auf die Terrasse hinaus. Plundersterne glitzerten & funkelten. Alles ruhig. Die Bomben fielen auf Itford Hill. Am Fluss liegen zwei, die mit weißen Kreuzen markiert und noch nicht detoniert sind. Ich sagte zu L.: Ich will noch nicht sterben.«

Am Ende des Tagebucheintrags reflektiert sie: »Ach ich versuche mir vorzustellen, wie man durch eine Bombe stirbt ... das Knirschen & Durcheinandergeraten, das Zerschneiden meiner Knochen, das auf meinen höchst aktiven Blick & mein Gehirn übergeht: der Vorgang des Lichtauslöschens, – schmerzhaft? Ja. Entsetzlich.«

Und doch durchlebt Virginia wenige Monate vor ihrem Freitod noch einmal eine gute Zeit auf dem Land. Zwar steht London in Flammen, wird flächendeckend bombardiert, aber nun hat England endlich Deutschland den Krieg erklärt und alle erhoffen sich, die In-

vasion abwenden zu können. Obwohl Virginia durch und durch Pazifistin ist, im Gegensatz zu ihrem Mann, begrüßt auch sie den Widerstand Englands.

Virginia vergleicht das Landleben mit dem in der Großstadt und kommt zu dem Schluss, dass sie in Rodmell eigentlich ein Faulenzerleben führe. Leonard bringt ihr, wie schon seit Jahren, das Frühstück ans Bett, sie bleibt noch eine Weile liegen und liest. Dann nimmt sie ein Bad, danach bespricht sie den Küchenzettel mit ihrer Haushaltshilfe, die aus dem Dorf kommt. Nachdem diese Dinge geregelt sind, begibt sie sich in ihr Gartenhaus, um zu schreiben.

Die Arbeit geht ihr gut von der Hand, sie wagt sich sogar an ein weiteres Buch. Ihren Schreibtisch hat sie so aufgestellt, dass sie beim Nachdenken auf die Niederungen zwischen Monk's House und Mount Caburn sehen kann.

Eine Bombe hat die Uferböschung der Ouse beschädigt, so ergießt sich das Wasser bis an den Rand ihres Gartens und bildet einen kleinen Binnensee, der Scharen von Wasservögeln anzieht. Diesen Anblick genießt Virginia. Nach einer Zigarette, »zum Einstimmen«, schreibt sie bis 13 Uhr. Dann geht es zum Mittagessen, das wegen der Lebensmittelknappheit kärglich ausfällt, deshalb aber umso mehr geschätzt wird.

Nach dem Essen liest Virginia ausgiebig die Zeitung, macht einen Spaziergang und erledigt kleinere Hausarbeiten. Sie sammelt Äpfel von den Wiesen oder backt Brot. Nachmittags gibt es Tee, danach schreibt sie Briefe oder Tagebuch oder liest. Dann ist es Zeit für sie, das Abendessen herzurichten; später hört sie Musik, liest oder stickt. Gegen 23 Uhr geht sie zu Bett.

Die Woofs bekommen regelmäßig Besuch. Besonders willkommen ist Vita Sackville-West, die durch ihren Besitz an Ländereien über begehrte Lebensmittel verfügt. Wie ein Kind freut sich Virginia, als die Freundin ihnen einen großen »Butterklumpen« schenkt. Sie schwärmt: »Du hast ganz vergessen, wie Butter schmeckt. Ich werde es Dir sagen – wie ein Mittelding zwischen Tau und Honig. O Gott, Vita! ... Bitte, gratuliere den Kühen von mir und auch dem Milchmädchen ...«

Mit der ihr eigenen Willenskraft und ihrem Humor kämpft Virginia gegen die Depression an, die sich zu Beginn des Jahres 1941 einstellt. Kriegsangst, Furcht vor einem weiteren Krankheitsschub, schlechte Nachrichten von Freunden und alltägliche Kümernisse machen ihr schwer zu schaffen. Noch hat ihre Selbstironie sie nicht verlassen. Als eine ihrer Erzählungen abgelehnt wird, verordnet sie sich gegen die Niedergeschlagenheit, ihre Küche zu entrümpeln. »Ich lasse mich von diesem Verzweiflungstief nicht verschlingen, das schwöre ich. Die Einsamkeit ist groß. Das Leben in Rodmell ist völlig bedeutungslos. Das Haus ist klamm. Das Haus ist unaufgeräumt. Aber es gibt keine Alternative. Zudem werden die Tage wieder länger. Ich brauche einen Energieschub wie früher«, schreibt sie am 26. Januar 1941.

Doch der erhoffte Energieschub bleibt aus. Schlimmer noch, nach Beendigung des Romanmanuskripts *Zwischen den Akten*, am 26. Februar 1941, bricht eine heftige Attacke von Angst und Verzweiflung über sie herein. Schon im Januar und bis zu ihrem Ende finden sich Stellen in Virginias Tagebuch, die unheilverkündend klingen. Auch Leonard macht sich Sorgen. Am 27. März ruft er verzweifelt die befreundete Ärztin

Octavia Wilberforce an. Nach einer Unterredung mit Virginia teilt die Ärztin Leonards Sorge. Man weiß nicht recht, wie man der Patientin dieses Mal helfen kann, und hofft auf die gute Wirkung des Gesprächs zwischen Octavia und Virginia. Als die Ärztin sich am nächsten Abend nach ihr erkundigen will, ist die Schriftstellerin bereits tot.

Die gänzlich unsentimentalen Abschiedsbriefe zeigen, dass hier ein Mensch in den Tod gegangen ist, der sich seiner Lage sehr bewusst war. In Virginia Woolfs Handeln lag die Stärke und Klarheit, die sie ein Leben lang angestrebt hat. Noch am Ende gelingt ihr ein gerechter, liebender Blick auf Mensch und Welt.

»Ich glaube nicht, dass zwei Menschen glücklicher hätten sein können, als wir gewesen sind.«